Zeitschrift: Jahresbericht des Historischen Museums in Bern
Herausgeber: Bernisches Historisches Museum
Band: - (1908)

Artikel: Beiträge zur Ethnographie der Feuerländer
Autor: Zeller, E.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1043636

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Beiträge zur Ethnographie der Feuerländer.

Von Dr. R. Zeller.

Mit 3 Tafeln.

Durch die Magalhaes-Strasse vom eigentlichen Festland Südamerikas getrennt, setzt der Feuerland-Archipel die beiden Landschaftstypen der Südspitze Amerikas, die patagonische Steppe und die Cordilleren fort bis zum Kap Horn und der Staten-Insel. Die bei weitem grösste Insel des Archipels, Feuerland selbst, fast doppelt so gross wie die Schweiz, ist demnach in der Hauptsache die Fortsetzung des patagonischen Plateaus, während ihr Südrand schon den andinen Charakter zeigt und im Mte. Sarmiento bis zu 2070 m ansteigt. Südlich und nordwestlich dieser Hauptinsel liegen nun die übrigen Inseln, durch schmale fjordartige Kanäle von einander getrennt, und weil der andinen Seite angehörend, ebenfalls gebirgig.

Obschon in einer geographischen Breite gelegen, der auf der Nordhemisphäre etwa England, Dänemark und Norddeutschland entsprechen, ist das Klima ein überaus rauhes. Das Jahresmittel von Ushuaia an der Südküste Feuerlands beträgt 6,11° C und der wärmste Monat (Januar) infolge der ständigen Bewölkung während des Sommers nur 11,5° C. Der Niederschlag ist nicht übermässig (Ushuaia 731 mm, Bern 940 mm), wohl aber sind heftige Westwinde sehr häufig.

In Uebereinstimmung mit den landschaftlichen und klimatischen Verhältnissen ist der patagonische Teil von Feuerland wesentlich eine Moorlandschaft, während der gebirgige Süden, sowie die übrigen Inseln meist bewaldet sind, wobei der Wald an der Baumgrenze in Zwergformen übergeht. Meist ist es Buchenwald (Fagus antarctica und betuloides), was der Vegetation einen einförmigen Charakter verleiht.

Armut wie in der Pflanzenwelt herrscht in der Tierwelt. In den Ebenen des nördlichen Feuerlands lebt ein wildes Lama (Guanaco) neben einer Art Wühlmaus (Ctenomys magellanica) beide wichtig für die Ernährung der Eingeborenen. Etwas mehr liefert die See. Seeottern, Robben und Walfische finden sich in den Fjorden, deren Küsten von Seevögeln belebt sind. Gross ist der Reichtum an Fischen und in dem Gewirr der mächtigen Algen verbergen sich die vielgesuchten Seeigel, Krebse und Muscheln.

So tritt uns der Feuerland-Archipel entgegen als von rauher und dürftiger Natur, ein wenig einladender Wohnsitz für den Menschen, bei dem die stetige Sorge für die oft schwer erreichbare Nahrung eine höhere Kultur nicht hat entstehen lassen.

Die Bewohner des Feuerland-Archipels zerfallen in 3 Gruppen, die sich sprachlich und teilweise auch kulturell unterscheiden. Der flache Teil der Hauptinsel wird bewohnt von den grossgewachsenen Tschon oder Onas, die den festländischen Patagoniern verwandt, auch eine ähnliche Lebensweise führen und das Guanaco jagen. Nur die Küstenbewohner fischen, aber ohne das Meer zu befahren. Die gebirgige Südküste, ist der Wohnsitz der Jaghan oder Yámana. Auf den Inseln endlich, welche die Magalhaes-Strasse begrenzen, leben die Alakaluf. Die beiden letztern Völkerstämme sind an Wuchs wesentlich kleiner als die Tschon,

namentlich aber unterscheiden sie sich von jenen durch ihre Lebensweise, die ganz auf das Meer gerichtet ist, wo sie von primitiven Booten aus Fischfang treiben oder den Robben und Walen nachstellen. Unter sich sind Jaghan und Alakaluf nur unterschieden durch die Sprache.

Die ethnographische Sammlung in Bern ist im Jahre 1908 in den Besitz einer Anzahl Fischereigerätschaften und Zieraten der Jaghan und Alakaluf gekommen, welche Herr H. Wiederecht an Ort und Stelle gesammelt hatte und die mit den bisherigen Beständen auf Grund des Materials und der Literatur, sowie mit Benutzung der von H. Wiederecht eingesandten Notizen zur Beschreibung kommen.

Ueber die Feuerländer existiert bereits eine ausgedehnte, leider oft schwer zugängliche Literatur,[1]) dennoch dürften auch diese Mitteilungen manches Neue bieten.

Betrachten wir zunächst das Boot (Tafel 1). Das in der alten Welt nur ganz vereinzelt (in Australien und Ostafrika) auftretende Rindenboot ist in Amerika ein überaus verbreiteter Schiffstypus, der von Alaska mit Unterbrechungen bis an die Südspitze des Kontinents sich nachweisen lässt. Bei den Indianern Nordamerikas, namentlich in Kanada und den Vereinigten Staaten werden die Rindenboote, für die wir nach dem Vorgange von Friederici den Namen Canu reservieren wollen, aus Birken- und Ulmenrinde gefertigt. Die Feuerländer machen die ihrigen aus Buchenrinde und zwar aus der

---

[1]) Dieselbe ist zusammengestellt bis 1890 in: Mission scientifique du Cap Horn, Tome VIII. Anthropologie, Ethnographie par P. Hyades et J. Deniker, 1891, S. 393; ferner neuerdings bei Martin, R., Wandtafeln für den Unterricht in Anthropologie, Ethnographie und Geographie. No. 24 Tschon, sowie bei C. Friederici, Die Schiffahrt der Indianer, 1907, S. 128.

kleinblättrigen, immergrünen, birkenblättrigen Buche (Fagus betuloides)[1]. Aus solcher besteht auch das Rindenboot der Alakalufa des Berner Museums. Im Frühjahr, wenn die Bäume im Safte sind, werden möglichst grosse Rindenstücke, es kostet oft Mühe entsprechende Bäume zu finden, mit grossen Knochen- oder Muschelmessern, neuerdings natürlich auch mit eisernen, sorgfältig abgelöst. Nach Hyades bedienen sich die Jaghan dabei zum Erklettern der Bäume besonderer Klettergürtel aus Seehundsfell. Entweder wird die Rinde dann feucht aufbewahrt und mit Steinen beschwert, damit sie sich nicht zieht, oder sie wird gleich grün verarbeitet.

Der Bau des Bootes aus den vorhandenen Rindenstücken geschieht folgendermassen. Den Umrissen des Bootes entsprechend werden in gleichen Abständen Stöcke in den Boden geschlagen, 8—10 auf jeder Seite. An jede der beiden Reihen wird dann in derjenigen Höhe, die der Boothöhe entspricht, je eine Längsleiste befestigt, die das Dollbord des künftigen Schiffes darstellt. Die Enden der beiden Längsleisten laufen entsprechend der Zuspitzung von Bug und Heck gegen einander, berühren sich aber nicht, da die beiden Bootenden durch besondere eingesetzte Rindenstücke gebildet werden. Nun werden die beiden Seitenwände hergerichtet und an den betreffenden Längsleisten angenäht. Früher geschah dies mit Walfischbarten, heute mit Splintfasern von Fagus antarctica oder betuloides. Sie werden gleich unter der Rinde abgelöst, in Streifen geschnitten und bis zum Gebrauch im Wasser aufbewahrt.

---

[1]) Der Umstand, dass die in Frage kommende Buchenart der Birke ähnliche Blätter trägt, bringt wohl mit sich, dass in der Literatur oft behauptet wird, die Canus der Feuerländer würden aus Birken gefertigt. So noch Friederici, loc. cit., S. 43.

Nun werden die oben erwähnten vordern und hintern Rindenstücke eingesetzt und an den Seitenstücken festgenäht. Beim Berner Exemplar fehlt das hintere Stück und bildet das Bodenstück die Spitze. Zur Dichtung aller Nähte, die ins Wasser zu tauchen kommen, näht man innen Binsenbüschel mit ein, die in einem Brei von Meeralgen, einer Art Erde und Blut imprägniert worden waren. Anderwärts im Archipel werden die wilde Sellerie, sowie Moos und Kräuter zum Dichten benutzt.[1])

Sind dermassen die 4 Seiten vollendet, so werden oben von Dollbord zu Dollbord Querstäbe eingesetzt, welche die Canœwände auseinanderspannen und in ihrer Lage erhalten. Sie bestehen aus jungen, runden oder zubehauenen Stämmen der Magnoliacee Drimys Winteri und werden, um ein Rutschen zu verhindern, nahe den Enden eingeschnitten. Die Verschnürung geschieht mit Sehnen oder Fellriemen von Guanaco oder Seehund, neuerdings vielfach nur mit Schnüren.

Nachdem dermassen der äussere Umriss, sowie die Seiten des Schiffes fixiert sind, reisst man die anfangs eingeschlagenen Stöcke aus, und das Boot wird umgekehrt, um den Boden einpassen zu können, der auf gleiche Weise eingenäht und gedichtet wird. Sobald der Boden eingesetzt ist, verschmiert man überhaupt alle undichten Stellen mit dem erwähnten Brei, ja es werden auch etwa kleine Rasenstücke zum Dichten verwendet.

Nun müssen die Wände noch durch Spannten verstärkt und in ihrer Lage erhalten werden. Als Spannten benutzt man fingerdicke, der Länge nach gespaltene Aeste von Drimys oder einem andern tauglichen Holz. Spannte kommt dicht an Spannte zu liegen, wie es auf Taf. I schön zu sehen ist. Am Dollbord und darunter werden noch allerlei belaubte Zweige untergeschoben;

[1]) **Mission scientif. du Cap Horn.**

sie sind auf der Abbildung an den Spannten rechts als weissliches Geriesel sichtbar. Welchem Zweck sie dienen, ist uns nicht bekannt. Indem die Spannten unter die Längsseiten des Dollbordes eingeklemmt sind, halten sie sich von selbst in ihrer Lage, und durch ihre Spannung stützen sie anderseits die Rindenwand und verstärken dieselbe. Denn die Gefahr des Durchtretens des Canubodens durch Personen oder des Durchdrückens durch irgend eine Last ist bei dem gebrechlichen Material nicht ausgeschlossen, und um ihr auszuweichen, wird der Boden noch weiter verstärkt. So zunächst durch eine Anzahl gerader, dicker Knebel, die man in 2 Gruppen der Länge nach auf den Boden, bezw. die Spannten legt und die sehr gut geeignet sind, ein schweres Gewicht auf eine grosse Fläche zu verteilen. In der Mitte stossen sie nicht zusammen, sondern es bleibt hier ein Raum offen, um hier, an der tiefsten Stelle des Bodens, das eingedrungene Wasser schöpfen zu können. Auf diesen Knebeln, die übrigens nicht immer befestigt werden, wäre aber ein sehr unbequemes Stehen oder Kauern. Man legt deshalb auf sie nochmals Rindenstücke, die mit der Aussenseite nach oben und durch Behandlung am Feuer aufgebogen, quer über die Stäbe gelegt und seitlich hinaufreichend ebenfalls unter der Längsleiste des Dollbordes eingeschoben und so festgeklemmt werden. Auf Tafel I sind za. 8 solcher Rindenstücke sichtbar, worunter die hellen von jüngern Buchen sich besonders gut abheben. Diese Rindenstücke bilden also, ausser dass sie der Verstärkung, der Gewichtsverteilung und der Bequemlichkeit dienen, gleichsam eine innere Verkleidung des Schiffes, die nur an den beiden Enden, sowie in der Mitte da fehlt, wo das Wasser geschöpft wird.

Um auch das Dollbord, wo die Rindenseitenstücke an die Längsleisten genäht sind, vor Beschädigungen zu

bewahren, wird auf dasselbe überall zwischen den Querstäben ein entsprechend langes Stück Buchenrinde von einem jungen Baume gelegt. Durch das Trocknen krümmen sie sich von selbst einwärts und umfassen den Bootsrand, so einen Abschluss und eine Verkleidung bildend. Auf der Abbildung sind sie an dem dem Beschauer zugekehrten Rand in der Anzahl von 7 Stück gut sichtbar und ist ihre Schutzwirkung für die empfindliche Naht und Oberkante sehr einleuchtend.

Endlich wird, und es ist dies ebenfalls aus der Figur zu ersehen, das eingesetzte Schlusstück an Heck und Bug (in unserem Falle nur am Heck) vermittelst einem Sehnengeflecht am ersten Querstab befestigt, wodurch ein Auswärtskrümmen der Bootspitzen verhindert wird.

So wäre das Boot nun fertig, und es präsentiert sich als ein nicht geringes Kunstwerk angesichts des primitiven Materials und der einfachen technischen Mittel, sowie der ingeniösen Art, wie das Problem, aus gebrechlicher Rinde ein Fahrzeug herzustellen, gelöst wird. Allerdings einem richtigen Plankenboot aus Brettern kommt ein solches Rindenkanu an Solidität nie gleich, und Reisende wissen von Katastrophen zu erzählen, wo solche besetzte Rindenboote leck geworden und mit der Besatzung untergegangen sind.

Die Dimensionen der Schiffe sind schon in Anbetracht des Materials nie sehr bedeutende. Das Berner Exemplar hat eine Länge von 4,5 m. Die grösste Breite beträgt, mit den Dollborden gemessen, 1 m. Die Tiefe in der Mitte 55 cm, an der erhöhten Heckspitze 95 cm. Doch sind auch schon Schiffe von 8 m Länge beobachtet worden.

Von Akzessorien des Schiffes sind anzuführen der Feuerherd, das Geschirr und das Segel.

Der Feuerherd, der beim Berner Exemplar des schwierigen Transportes wegen fehlt, ist eine Eigentümlichkeit Feuerlands. Bekanntlich haben die Inselgruppe und ihre Bewohner ihren Namen davon erhalten, dass die Eingeborenen stets ein Feuer unterhalten, trotzdem sie leicht im Stande wären, sich ein neues zu machen. Es geschieht dies durch Aneinanderschlagen zweier Pyritstücke, der Funke wird in einer Flaumfeder aufgefangen. Und da sich Mann und Frau tagsüber lange Zeit in ihren Booten aufhalten, so sind sie gezwungen, das Feuer mitzunehmen und im Schiffe zu unterhalten. Auf die innere Verkleidung wird deshalb in der Schiffsmitte ein 5—10 cm dickes Rasenstück gelegt, auf welchem gegen den Bootsrand hin einige flache Steine ruhen. Dies ist die Unterlage für das Feuer, das nie durch dieselbe hindurchdringt und etwa das Schiff selbst in Gefahr bringt. Auch Lehm und Muschelschalen werden zum Aufbau dieses primitiven Herdes vielfach verwendet und da auch die besten Canus Wasser machen, wird zudem die Unterlage stets feucht erhalten.

Zur Fortbewegung des Schiffes dienen Ruder und zwar sog. Pagaien, wie man die frei bewegten Ruder im Gegensatz zu den in Dollen sich drehenden Remen nennt. Sie bestehen aus einem rötlichen Hartholz (Buchenholz). Der Schaft ohne den in Amerika sonst häufigen Krückengriff geht halbwegs allmählich in die schmale Ruderfläche über (Länge der Berner Exemplare 1,85, bezw. 1,94 m, Breite 13 cm; vergl. Taf. I).

Je nach der Grösse der Canus werden dieselben mit 2—15 Personen besetzt. Bemannt kann man nicht wohl sagen, weil es meist die Frau ist, welche steuert, während der Mann in der Canuspitze kauert und vorwärts rudert. Oft genug rudert allerdings das Weib allein und es zieht in diesem Fall das senkrecht gehaltene

Ruder nach hinten, was die Vorwärtsbewegung des Schiffes zur Folge hat, dann aber beschreibt es mit dem Ruder im Wasser eine nach innen sich einrollende Spirale, was dem Schiff eventuell eine Drehung gibt und eine ebenso originelle wie fein wirkende Art des Steuerns darstellt. Sind mehrere Weiber im Canu, so handhabt das eine die Schlagpagaie, ein anderes das Steuerruder.

Segel aus Seehundsfell, gehalten durch Binsentaue werden in der Literatur erwähnt, sind aber nicht häufig. Fitzroy z. B. hat sie auf seinen vielen Reisen im Archipel nur ein einziges Mal gesehen.

Zum Geschirr gehört auch noch der Ausschöpfer bestehend aus einer Muschelschale oder einem gebogenen Rindenstück.

Endlich darf man zum Inventar eines Canus ausser den gleich zu besprechenden Fanggeräten auch die Körbchen rechnen, welche zum Sammeln von Muscheln und Seetieren, sowie zur Aufbewahrung dessen, was man etwa ins Canu mitnimmt, dienen. Sie werden von den Weibern aus einer Binsenart geflochten. Diese kaut man zunächst, um sie weich und geschmeidig zu machen, dann dreht man sie und endlich werden sie über einem Stück Holz flach gezogen. Beim Flechten beginnt man wie gewöhnlich in der Mitte des Bodens, bindet das angefangene Stück an einen Pfahl, der Widerhalt gibt, und flicht weiter. Taf. III zeigt eine Anzahl derartiger Körbchen der Jaghan.

Als Fanggeräte dienen in erster Linie die Harpunen, denen wir uns nun zuwenden. Die Sammlung von H. Wiederecht enthält eine Reihe schöner Harpunen und Harpunenspitzen, die alle auf Taf. I und II abgebildet sind. Unter Harpune versteht man einen Wurfspeer, der infolge der Widerhaken, mit denen die Klinge ausgestattet ist, im Beutetier stecken bleiben soll.

Sie werden namentlich angewendet bei der Jagd auf Seesäugetiere, also Robben und Wale, und es ist interessant zu beobachten, wie an den beiden Enden des amerikanischen Kontinents, hoch im Norden die Eskimo, unten im Süden die Feuerländer ganz ähnliche Formen herausgebildet haben, ohne dass man an eine Entlehnung denken dürfte.

Die Spitzen bestehen durchwegs aus Knochen und zwar aus abgespaltenen Stücken von Walfischrippen, die, wenn sie krumm sind, durch Erhitzen der Konvexseite gerade gemacht werden können. Hölzerne Spitzen sind selten (aus dem Holz von Maytenus magellanicus) und wenig geschätzt.

In Bezug auf die äussere Form wie auf die Art der Befestigung am Schaft lassen sich 2 Typen unterscheiden.

Der I. Typus (vergl. Taf. I und II) besteht aus einer einfachen Spitze mit einseitigem oder doppeltem Widerhaken und einem breiten, flachen aber kurzen Basalstück. Dies ist die ablösbare Spitze, die nur in eine Kerbe am vordern Schaftende eingesetzt wird und durch einen Lederriemen lose am Schaft befestigt ist, so dass sie bei ruckweisen heftigen Bewegungen des getroffenen Tieres aushängt und nun nur durch den Riemen mit dem Schaft verbunden ist. Dieser dient dann gleichsam als Boje. Das Tier zieht ihn überall nach; kommt es an die Oberfläche, um Luft zu schöpfen, so verrät die auftauchende Stange dem Jäger die Beute. Auf Taf. I ist eine derartige Harpune mit ausgehängter Spitze zu sehen. Meist ist übrigens an dem Riemen, der an der Harpune befestigt ist, ein 10—15 m langes Lasso angemacht, so dass der Jäger das verwundete Tier anziehen kann. Es dienen diese Harpunen hauptsächlich zum Fang der Seehunde und Delphine. Die Länge der Spitzen variiert sehr. Figur 10, Taf. II hat eine Länge

von 75 cm; Fig. 11 eine solche von 49 cm; Fig. 8 nur 31 cm und Fig. 9 gar nur 13 cm. Stücke wie pie beiden ersten dürften allerdings selten sein. Der Schaft wird meist aus geraden Stämmchen der Drimys Winteri gearbeitet. Die Länge desselben beträgt 2,5 bis 3 m; bei der Harpune auf Taf. I genau 276 cm, mit der Spitze 295 cm.

Der II. Harpunentypus zeigt eine gleichfalls knöcherne Spitze mit Sägeschnitt. Dieser wurde früher mit Muschelmessern oder Steinwerkzeugen ausgeführt, wobei man den Knochen stets mit Speichel benetzte, heute wird er wohl meist mit eisernen Messern hergestellt. Die untern Zähne sind unregelmässig, nicht exakt ausgeführt und nicht zurückgebogen, sie dienen eben nur dazu, dem Riemen, der die Spitze im Schaft festhält, Angriffspunkte zu geben. In Bezug auf Länge und Form variieren die Spitzen wenig, diejenige an der zweiten Harpune auf Taf. I, deren Zähnung allerdings im Bilde nicht sichtbar ist, misst 37 cm und sitzt an einem 2,62 m langen Schaft, die beiden Fig. 6 und 7 (Taf. II) messen 27,5, bezw. 25,5 cm. Nach Hyades[1]) dient dieser Harpunentypus mehr zum Erlegen von Vögeln und Seeottern; zum Harpunieren von Fischen werden oft 2 Spitzen etwas divergierend an einem Schaft befestigt.

Die Schäfte der beiden auf Taf. I dargestellten Harpunen sind mit einer roten Farbe imprägniert. Es soll, nach Wiederecht, eine Art Erde sein, welche die Eingeborenen im Wasser kochen und die in der Sprache der Alakaluf «Tascel» heisst. Der Ton ist etwas zu sehr scharlach, um blosses Eisenoxyd zu sein.

Die Hautstreifen, mit denen die Spitzen der Harpunen, ob beweglich oder nicht, am Schafte festgebun-

---

[1]) Miss. scientifique du Cap Horn.

den werden, sind Fellriemen von der Bauchseite der Guanaco.

An die Harpunen schliessen wir am besten ein weiteres, auf Taf. I abgebildes Fanggerät, einen sogen. Krebsfischer an, den «Car» der Alakalufa. An einem za. 3 m langen, ebenfalls rotgefärbten Schaft aus sog. Canelle (Drimys Winteri) ist ein ferneres Stück mit Riemen befestigt, das vorn in 3 Teile gespalten ist, die durch eingesetzte Querstücke auseinandergespannt werden, so dass sie divergieren. Da beim Gebrauche oft eine Spitze bricht, so kann das ganze vordere Stück leicht ausgewechselt werden. Es sind übrigens öfters auch vier Spitzen. Man benutzt dieses Instrument zum Fange der häufigen Steinkrabben (Lithodes antarctica), der sog. Centollas der Ansiedler. Auch Muscheln, wie Mytilus magellanicus und Seeigel werden etwa damit angespiesst oder eingeklemmt. Meist gebraucht man aber zum Abscheeren der Muscheln, namentlich der festgewachsenen Austern, ein etwas stärkeres stemmeisenartiges Holzgerät. [1])

Während die Harpunen in erster Linie Jagdwaffen sind, mit denen sie allerdings sogar Wale erlegen, so dienen Bogen und Pfeil ausser zur Jagd auf Vögel und Guanacos auch als Kriegswaffen, ja sie werden sogar heutzutage wenig mehr für die Jagd verwendet. Der Bogen (Taf. II, Fig. 1) aus weisslichem Hartholz ist aussen gerundet, innen mit gerundeter Kante; er misst 1,23 m und trägt eine Sehne aus Seehundsdarm. Elegant sind die Pfeile. Der schön geglättete Schaft, meist von Berberis illicifolia oder Maytenus magellanica, der auf einer Art rotem Tuff poliert wird, trägt vorne eine Spitze aus grünem Flaschenglas. Aus solchem verstehen die Eingeborenen mit grosser Geschicklich-

[1]) Abgebildet in Hyades und Deniker, Miss. scientifique du Cap Horn. VII., Taf. XXXII, Fig. 3.

keit und Schnelligkeit (zirka 1/4 Stunde), durch Absprengen von Splittern mit Knochen Pfeilspitzen zu fabrizieren. Früher sind es Silex- oder Schieferspitzen gewesen, man fand derartige in Abfallhaufen bei Ushuaia.[1]) Die Spitze ist mit Darmsaite befestigt, ebenso hinten die Flugsicherung aus den zugeschnittenen Stücken einer steifen gespaltenen Schwungfeder. Die Länge der Pfeile beträgt 70 und 72 cm. Sie werden in Köchern aus Seehundsfell aufbewahrt.

Gleichfalls eine hübsch gearbeitete Flaschenglasspitze grössern Formates zeigt Taf. II, Fig. 13. Sie ist auch mit Darmsehne an einem rotgebeizten Handgriff befestigt. Ob das Instrument einem längern Speerschaft aufgesetzt wird oder mehr dolch- und messerartig verwendet wird, war leider nicht festzustellen.

Wenden wir uns zu den auf Taf. III dargestellten Geräten und Schmuckgegenständen, so verweisen wir zunächst für die Körbchen auf das auf S. 83 schon Gesagte. Der materielle Kulturbesitz der Feuerländer ist ja überaus dürftig, ausser jenen Körbchen dienen etwa noch kleine Beutel aus getrockneten Därmen zur Aufbewahrung von Nahrungsmitteln und allerhand Gegenständen, wie Fig. 9 einen solchen darstellt.

Etwas reicher ist der Schmuck, wenn auch immer noch arm im Vergleich zu dem, was andere, in besser ausgestatteten Gebieten lebende Naturvölker sich leisten. Beliebt sind die Halsbänder aus zylindrischen Stücken von Vogelknochen, die auf geflochtene Sehnenschnüre aufgereiht werden (Fig. 5—7), das hübscheste aber sind die auf eine Schnur von Guanaco oder Seehundssehnen aufgereihten Schalen der Photinula violacea, einer kleinen Schnecke, die man häufig am Strande findet und mit einer Ahle durchbohrt, nachdem man sie im

---

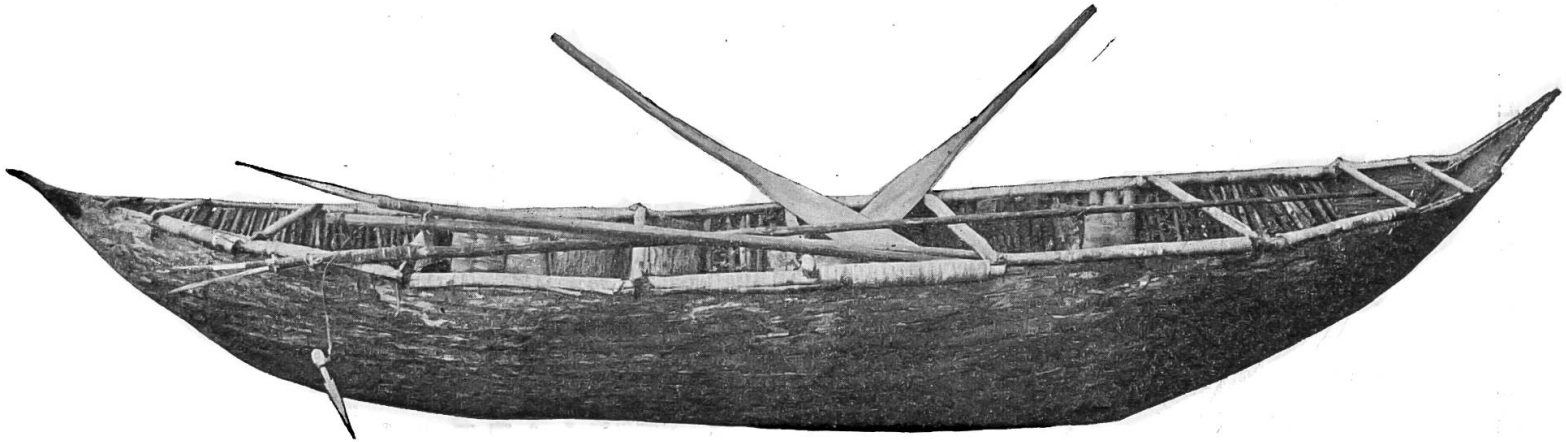
[1]) Mission scientifique, Taf. 30, Fig. 9, 10, 11.

fliessenden Wasser poliert hat (Fig. 8). Stirne und Haar ziert man mit allerlei Federschmuck (Fig. 10—13). Die zahlreichen Schwimmvögel liefern das Material, zumal eine Entenart (Branta magellanica). Die Federn werden in eine Schnur aus Guanacosehnen hineingeflochten. Ein kombinierter Schmuck ist in Fig. 12 dargestellt: ein Streifen vom Bauch einer Möve, an dem man die Deckfedern entfernt hat, wird um die Stirn gebunden und darüber der Federschmuck aus Brantafedern angelegt. Es geschieht dies bei festlichen wie traurigen Anlässen (Geburt, Heirat, Tod) und er wird nur von Männern getragen.

Eine eigentliche Kleidung besitzen die Feuerländer ja nicht, sie hängen Seeotter-, Robben- oder Guanacofelle um und decken damit namentlich die dem Winde ausgesetzte Körperseite. Sie sind gegen Kälte unglaublich abgehärtet und finden auch in ihren primitiven Hütten, die entweder aus zusammengestellten Buchenstämmchen und daran gehäuften Zweigen, Moos, Rindenstücken und alten Seehundsfellen oder aus eingesteckten Aesten, die oben zusammengebunden werden, bestehen, nur geringen Schutz.

So bieten die Feuerländer das Bild einer armen Kultur, entsprechend dem einförmigen und, vom Meer abgesehen, an Produkten armen Land. Warum sie es aber in der Beherrschung des Meeres nicht so weit gebracht haben wie die Eskimo, ist eines jener Rätsel, zu dessen Lösung der blosse Hinweis auf das Milieu nicht genügt.

Tafel I. **Canu der Alakalufa mit Zubehörden.**



Rindenboot, in Alakalufa «Pel-larkál»	Koll.	Wiederecht	Invent.	Nr.	Chile	57 a.		$\frac{1}{30}$
2 Ruder, » » «Lepocar»	»	»	»	»	»	57 b und c.		
Harpune mit beweglicher Spitze «S'Palo-janisk»	»	»	»	»	»	58.		
Harpune mit fester Spitze » »	»	»	»	»	»	59.		
Krebsfischer, 3-spitzig «Car»	»	»	»	»	»	60.		

Details der Harpunenspitzen siehe auf Tafel II.

Tafel II. **Bogen, Pfeile und Harpunen der Alakalufa und Jaghan.**

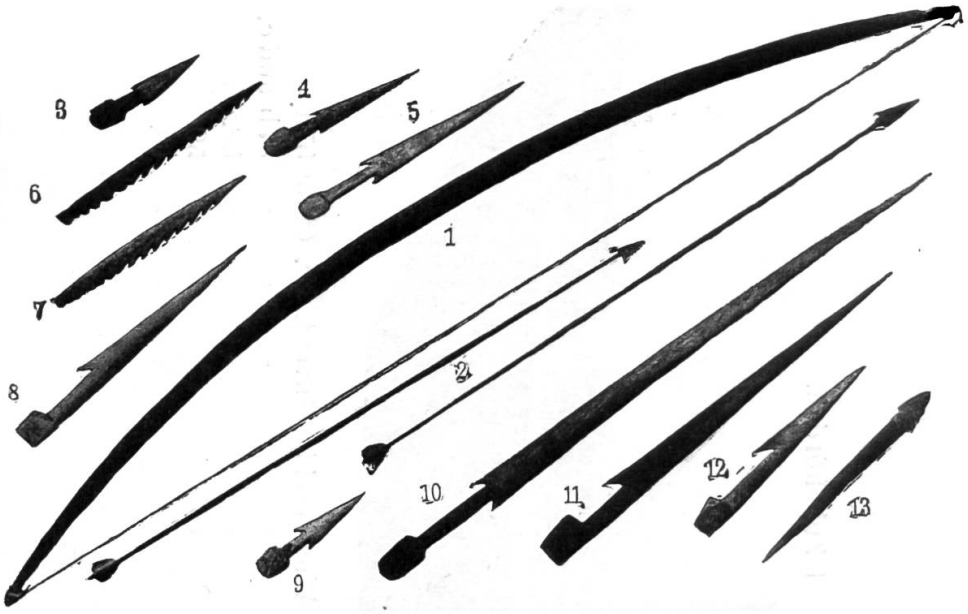


Fig.	1.	Bogen der Alakalufa.	Koll.	Friedli.	Invent.	Nr.	Chile	35.
»	2.	Pfeile der Alakalufa.	»	»	»	»	»	36 a/b
»	3.	Harpunenspitze der Alakalufa.	»	Guyer.	»	»	»	44.
»	4.	» » »	»	»	»	»	»	43.
»	5.	» » Jaghan.	»	Wiederecht.	»	»	»	62 a.
»	6.	» » »	»	»	»	»	»	65 a.
»	7.	» » »	»	»	»	»	»	65 b.
»	8.	» » »	»	»	»	»	»	64 a.
»	9.	» » Alakalufa.	»	Guyer.	»	»	»	45.
»	10.	» » Jaghan.	»	Wiederecht.	»	»	»	61 a.
»	11.	» » »	»	»	»	»	»	63.
»	12.	» » »	»	»	»	»	»	64 c.
»	13.	Speerspitze der Alakalufa.	»	Guyer.	»	»	»	42.

Tafel III. **Geräte und Schmuck der Alakalufa und Jaghan.**

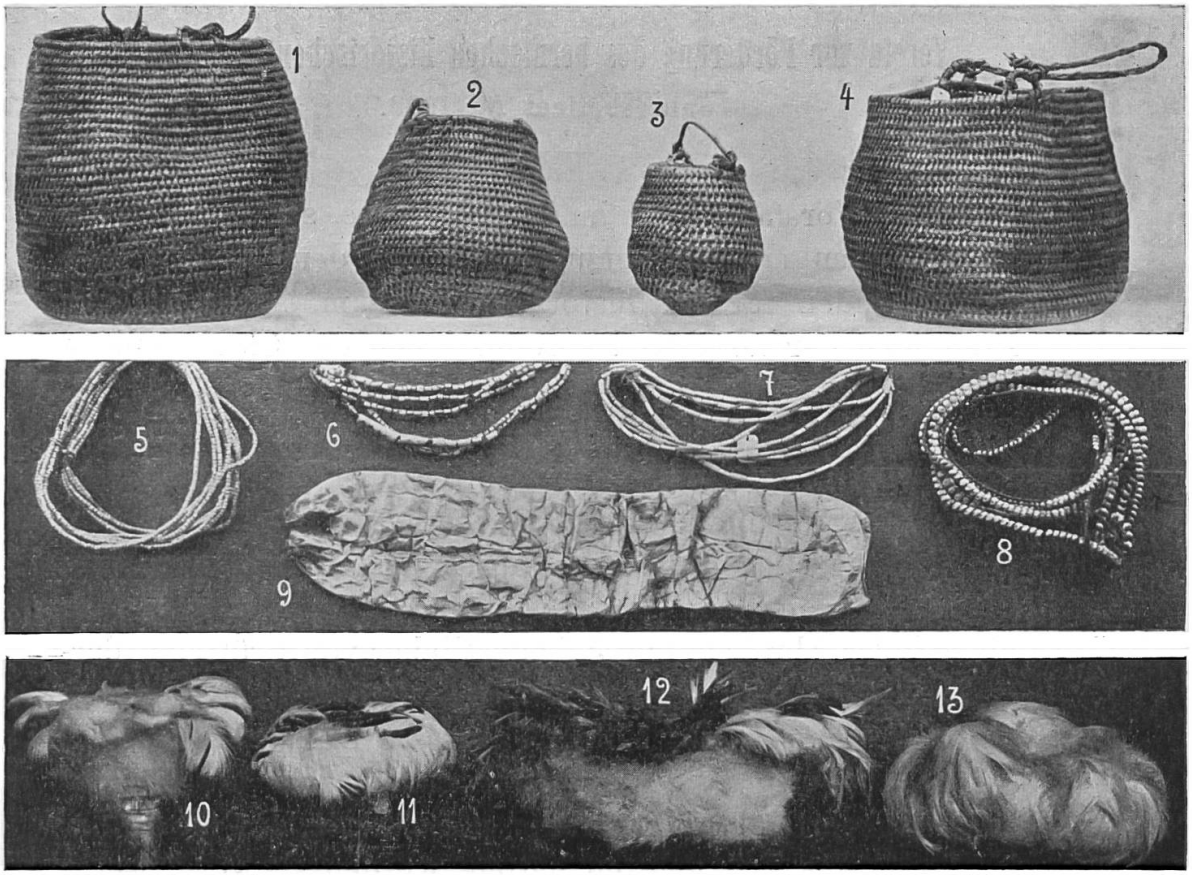


Fig.	1.	Körbchen der Jaghan.	Koll.	Wiederecht.	Invent.	Nr.	Chile	71.
»	2.	» » Alakalufa.	»	Friedli.	»	»	»	39.
»	3.	» » » H. 10 cm	»	»	»	»	»	40.
»	4.	» » »	»	Guyer.	»	»	»	51.
»	5.	Halsband aus Vogelknochen.	»	Friedli.	»	»	»	37.
»	6.	» » »	»	Guyer.	»	»	»	46.
»	7.	» » »	»	»	»	»	»	47.
»	8.	Halsband aus Schnecken.	»	Friedli.	»	»	»	38.
»	9.	Beutel aus Darm.	»	Guyer.	»	»	»	52.
»	10.	Kopfschmuck aus Federn.	»	»	»	»	»	49.
»	11.	» » »	»	»	»	»	»	48.
»	12.	» » »	»	Wiederecht.	»	»	»	69/70.
»	13.	Halsschmuck aus Federn.	»	Guyer.	»	»	»	50.